

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335901](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335901)

Die Ungarnmichlerin.

Von Hermine Maierhense.

Durch die engen Gartenwege, die an die Gänzweide des Dorfes grenzten, ging die Ungarnmichlerin schweren Hauptes. Es war sonst nicht ihr Brauch, den Kopf hängen zu lassen. Sie sah gerne munter um sich oder gerade nie an Guss, oder manchmal blickte sie nach noch an Gärten; denn sie war die Heilkundige und nicht zu beschweren. Aber heute hatte sie einen schweren Fall. Sie schob die Binde, die auf ihrem Stirn und senkte. Das war eine böse Sache mit dem alten Ragbed seinen Ohren. Wenn man nur hätte finden können, welches taub war. Kamillentee und warmes Del ver- schied du sagten, nun mußte die Spritze herhalten. Ob ganz zäher Kräuter kochen sollte, um mit ihrem Sud die Ohren auszuspritzen?

Großartig schaute eine Kamille aus dem Gartenbeet. An der Bretterwand wucherten blaue Stabiosen, Kreuzkraut, Akerdistel und Storchenschnabel, aber die Frau gönnte ihnen heute keinen Blick; sie taugten alle nichts gegen taube Ohren. Gedankenvoll ging die Alte ins Haus. Dort schob sie die Brille vor die Augen und machte sich an ein altes, dickes Buch. Dies Buch: „Mit schönen künstlichen und leblichen Figuren und Monnterfeyen aller Gewächß, Kreuter, Wurtzeln, Blumen, Frücht, Gedreht, Gewürz, Bäume, Stauden, Heden, so in Teutsch und Welschen Landen, auch deren im gelobten Lande und auf dem Berg Sinai wachsen“. Dies Buch mußte weiter helfen. Die Ungarnmichlerin blätterte und las lange. Sie geriet so in Studieneifer, daß sie der Dappelt, die im Dachstuhl hauste und ihr eigentlich eine Art Vertraute sein wollte, energisch abwinnte, als diese Miene machte, in die Stube zu kommen. Endlich schien sie den Born gefunden zu haben, der den Durst ihres Wissens löschte. Langsam buchstabierte sie laut:

„Bermuth in Wasser und Essig gesotten und den Dampf durch den Trechter in die Ohren empfangen, sterkt das Gehör wunderbarlich. Desgleichen als gebrauch denen dienstlich, die schwerende Ohren haben und Eiter herauß fleußt. Es stillt auch gemelde Arzney den schmerz der Ohren, so von Kälte verursacht wird.“

Ein Erleichterungsseufzer hob die schmale Brust der Alten. Sie ging an den Herd und jott die Ohrenarznei. Unterdeffen kam der Michel, ihr Mann vom Feld heim, und auch das Quisle erschien und warf mit Gepolter seinen Bücherrack in die Ecke, und weil nichts gekocht war, — tranken sie Kaffee und aßen Kartoffeln dazu. Das war ihr Loß, seit die Hausfrau unter die weisen Frauen ge-

gangen war und mit ihren Gaben der Allgemeinheit diente. Aber die Monika Mack, geborene Kröpfle, die der Dorfwitz Ungarnmichlerin getauft hatte, trotzdem sie Ungarn nie gesehen, war gar nicht ganz freiwillig aus dem engen Kreis ihrer häuslichen Pflichten getreten. Was konnte sie dafür, daß ihr Mann, der Michel, von seinem Hauptmann, mit dem er „als Soldat und noch eine Zeitlang nachher durch aller Herren Länder“ gereist war, ein Kräuterbuch erbt? Was konnte sie für ihren eigenen Wunderwitz? Freilich der Michel, der las nse in dem Buch! Aber der große Doktor Theodorius aus Tabernemontani (so war Bergabern in dem Buch benannt), hatte doch nicht um anno 1588 das Buch so künstlich und hochgelehrt geschrieben, daß es auf dem Speicher zu Staub und Würmerfraß werde. Anfänglich las die Monika nur Sonntags zum Zeitvertreib in dem seltsamen Werk, jedoch als bald kam sie nicht mehr von den wunderlichen Dingen los. Sie probierte bei Mensch und Vieh die oft recht umständlichen Rezepte aus, sie studierte Pflanzen und sammelte sie ein, und dann redete sie auch davon. Reden war ihre stärkste Seite in diesen Tagen.

Bei den Strickvisiten floß das Brünnelein ihres Herzens über von dem merkwürdigen Reichtum, den das Buch ihrer Gedankenwelt gebracht. Meist begann sie mit Michels Reisen, der Michel selber nickte nur ergeben dazu. „In Ungarn,“ so erzählte sie manches liebe Mal und zog die unvermeidliche Stirnbinde fest, „in Ungarn, da ist ein Dreck, da haben die Weibskent Schafftstiefel an, und so gar der Teufel soll dort auf Stelzen kommen. Und die Kinder der armen Leut' müssen schon mit zehn Jahren ins Dienen und werden von der Herrschaft verschlagen und mißhandelt, und die Schäfer sind auch Döcker, sie kennen alle Kräuter und machen die Leut' mit ihrem Tee und Kräutersaft gesund“. Damit war die Bräde geschlagen zu dem Kräuterbuch, einige Frauen waren stets da, denen der und jener Tee schon geholfen, und bald hieß es im Dorf: „Die Monika kann mehr wie Brot essen, sie kennt einen Schäfer aus Ungarn, dem seine Frau hat Schafftstiefel an, weil sie im Dreck Kräuter suchen muß, und fremde Leut' müssen ihre Kinder verschlagen, und zu dem Schäfer kommt der Teufel auf Stelzen und sagt ihm, wie die Kräuter heißen und wie sie wirken, und die, die können einem gesund machen, bei Gott und die Monika kennt auch alle die Kräuter.“

So bekam die Monika Zulauf. Eifrig studierte sie im Kräuterbuch; denn sie gefiel sich in der Rolle, und der Michel und das Quisil mußten sich mit Kaffee abfinden. Die

und da brachte eine Patientin Kuchen oder Speck, sodaß das Mahl immerhin mannigfaltiger ausgestattet werden konnte.

Das Glück lachte der heilkundigen Frau bald, die alten Mittel waren teilweise wirklich gut, und Mutter Natur mischte, wie bei allen guten Doktoren, auch ihre heilende Hand ins Spiel. Der Fall mit des alten Nagbeck Ohren war der erste, der der Monika zu schaffen machte. Der Nagbeckbauer genoß Ansehen in der Gemeinde und waltete auch noch als Waisenrichter im Kranz der Dorfältesten. Wenn nur bei ihm ein Mittel helfen wollte! Die Monika roch an ihrem Vermuth- und Essigsud, hierauf stellte sie ihn vom Feuer und begab sich mit ihren Sorgen wieder ins Gärtle. Von da aus konnte sie Ausschau halten. Ihr ärmliches Häusel lag in der „Klamm“. So hieß das alte Hochufer. Eine kleine Steigung führte aufwärts zum „Gäffel“, das in der Hauptstraße landete. Dort wohnte der Nagbeck. Die Monika spähte nach dem Gäffel. Richtig, der Nagbeck kam. Eilig lief sie ins Haus, den Sud heiß zu stellen. „Was machst?“, wisperte die Dappfattel von der Stiege herab, „weißt was? kommt er?“ Zum Antworten verblieb aber keine Zeit. Der Nagbeck stand schon da. Bald umhüllten ihn die Dämpfe der Monika, sie trieb sie in die Ohren mit dem Trichter, sie hauchte und blies, sie rieb und tupfte, aber sie merkte bald, daß sie schwereres Geschütz verwenden mußte. Die große Ohrenspitze mußte geölt werden. Endlich funktionierte sie. Eins, zwei, drei, schossen die heißen Ströme in die Ohren, und richtig, richtig — im untergefesten Teller schwamm etwas herum. Hastig ging die Ungarnmichlerin mit dem Teller ans Fenster: „Eine Spinnweb“, flüsterie sie erleichtert und goß die scharfe Flüssigkeit ostatt zum Fenster hinaus, wie sie gewollt, ganz in Glück und Gedanken versunken, an die Meerzwiebel, die vor dem Fenster stand, und die ihre Blätter willig zum Verband böser Finger hergab.

Also, das Rätsel war gelöst. Eine Spinne mußte dem Alten während des Schlafes ins Ohr gekrochen sein. Sie lag dann verklebt vor dem Trommelfell und hatte die Taubheit bewirkt. „Hm, hm, wie tut's?“ Die Alte lachte laut.

Der Nagbeck fuhr herum: — Ja, ich hör' ja, — ja red' doch, ja sing doch, ja — — — Da schob die Monika ihre Stirnbinde höher, ihre spitze, gelbliche Nase schien fast durchsichtig, als sie auf dem Stuhl gegen die Sonne saß und mit dünnen Lippen sang: „Schneck, Schneck, streck dei lange Hörner raus, oder ich schmeiß dich über drei feurige Häuser naus!“ Dabei hüpfte der ältlichen Frau das Herz vor Freude.

Seitdem umgab sie ein Hauch von Berühmtheit. Aus den Nachbarörtern kamen Kranke, sogar aus dem Städtchen, und der

Michel aß mehr als einmal Schinken Kattel, Brot und Kaffee. Und das Quisle trug Welt geschlechte Schürze „mit Spizen dran“.

Nur die Dappfattel schlürfte mit igwill. Plattfüßen, denen sie die Vorsilbe ihres sch'schömen verdankte, unzufrieden im Oberstiege herumdrehen. Sie sah nicht gut zu dem Baum stand da unten. Und noch eines kam d'raus. Es war Krieg ausgebrochen im Haus in ten Fled Klamm: Meerzwiebelkrieg! Die Monika behauptete, die Dappfattel habe von a. Die herab eine scharfe Flüssigkeit an die Monika zwiebel gegossen und diese verdorben. Kerissen, dann gesellte sich zu all dem noch ein Stumm und spitz der am Herzen der Kattel fraß. Sie h'schöpferte sich lange Zeit als die einzige Vertraute Die Monika Monika geglaubt. „Unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ hörte sie von der Kräm frau Neugkeiten, die hörens-wert war was die Dinge, die sonst keiner wußte, wie die Kattel geglaubt hatte. Daß der Mahlefriz bankt mache, daß der alte Otterbed zum drit mal heiraten wolle, daß der Hans die Gr und Greta den Sepp liebe, daß die re Pennerbäuerin einen bösen Fluß habe, daß nachts — — —! Nein, das durfte nur denken oder ganz leise sagen — — — D, es war lebens-wert, so hinter die gebenheiten sehen zu können, so als er Und dann jedem ins Ohr tuscheln zu dürf. „Weißt s'Neuß?“ — Richtig angesehen sich die Kattel vorgekommen, wenn sie Und d süßen Heimlichkeiten von Ohr zu Ohr tri und sie meinte es wörtlich, wenn sie der so Schluß beschwörend die Hand hob und sag Diesma „B'halt's für dich, ich bitt dich drum.“ ihren T gar die

Der Bank aber wegen der verdorr Meerzwiebel öffnete der Kattel die Aug Seit sie selber nicht mehr halbe Stund lang mit der Monika schwätzte, benötigte die so freigewordene Zeit dazu, oben an Trepp zu lauschen, wenn die Kundschafft Monika fortging. Sei, wie machte die hellhörig. „Pst, pst“ — hieß es da unten zuerst ganz leis! „Pst, pst — ja, gell, bißch platt? Aber niemand weiter-sag Gell, Alter schützt vor Torheit nicht, Otterbed, der wird diesmal was erleb mit seiner Jungen —, aber b'halt's für die

Zimmer derselbe Schluß, den die Dappfattel so gut kannte und selbst doch auch immer angebracht hatte. „B'halt's für die Ja, das war der Kattel ganz neu, daß auch für andere galt, und daß die Monika ihn so wenig besorgte, wie die Kattel selbst. Was nützte das seligste, neugierigkeitsbealü Herz, wenn es kalt getuschelt wurde; denn kalter Tusch war und blieb es doch, wenn man nicht als Erste und Einzige die im Spiel haben konnte. Das einzige Auge auf der mageren Suppe ihres Dapfel war dahin.

Die Robbin, die dürre Eierhändlerin der Klamm, hatte böß gelaht, als ihr Kattel ihren Kummer andeutete. „D

„Schinken Kattel,“ kreischte die Robbin, „du kennst die Welt trug schlecht. Da muß man schon mit Eiern dran.“ handeln, wenn man die Welt kennen lernen will. O je, o je, bis du was erfährst, hab' dich schon lang wieder vergessen. Ach Gott, die Monika ist doch mit allen gut, das gehört zum Geschäft. Die ist eine gute Frau, eine rechte Frau, die hat die Zung' auf dem rechten Fleck, ja, — auf dem rechten Fleck, eine gute Zung', eine rechte Zung'!“

Die Dappfattel hätte am liebsten der Robbin ihre paar schwarzen Haare rausgerissen, aber die Alte hatte dunkelaugen und spitze Finger. Doch auch der Haß kann

Sie schöpferisch machen. Die Kattel bekam einen Einfall. Er was wußte sie, daß was aus erster Quelle, das hatte ihr die Monika ganz allein im ersten Glücksdübel anvertraut ganz kurz vor dem Meerzwiebelkrieg. Die Geschichte mit der Spinne in des Rabbecks Ohr. Es hatte die kluge Monika gleich gehört, aber es war halt schon heraus. Und das fiel der Kattel erst jetzt wieder ein. Diesmal hatte sie ihren Triumph. So gar die Robbin erblähte, zuerst vor Born, dann vor Schadenfreude. Auch ihr war die Ungarnmichlerin zu wohlhabend geworden.

Mit unerhörter Schnelligkeit lief die Spinnengeschichte durchs Dorf. Sie wurde zum bitteren Leidenskelch für die Ungarnmichlerin. „Ho, ho, ho, ho“, ging das Gelächter, „der Rabbeck ist gar nicht taub gewesen.“ — Und die Kundschaft blieb aus. Die Ungarnmichlerin bekam viel Hartes zu hören. Sogar in der Kirche hörte sie hinter sich sticheln, und die Weiber in der Bank rückten weg. — „Amend war sie doch eine Hex.“ — Komisch, erst als man ein Verlangen zu sehen glaubte, hielt man die gute Monika für eine Hex. — „Ja“, tuschelte die Urfeh aus der Klamm zu ihrer Banknachbarin, „sie ist eine. Mir hat sie gesagt, wie mein Fuß verlaufen ist, ich soll die Scher an das Fenster stecken, dann käm's wieder. Ja, Fred, fortblieben ist's.“ — Daß dies den deutlichsten Beweis ergab, daß die Monika

nicht hegen konnte, das wollte niemand merken.

Die Fluten der Lästerungen wuchsen, wie der Rhein bei Hochwasser. Als sie der Monika schier bis an den Hals gingen, mißte sich der Pfarrer drein, und auch der alte Rabbeck tat Einsprache. Die Monika hat mir geholfen, das ist doch Tatfack.“ — Aber auch seine Worte verwehten im Wind des Unwillens.

Die Monika suchte sich selber zu helfen. Sie warf die Dappfattel zur Stiege hinunter und zum Haus hinaus. Die Plattfüßige gab ihr noch ein par blaue Mäler als Andenten, ihre böse Zunge jedoch nahm sie mit.



Auf diesem Brücklein lag das Rosinele Rabbeck . . .

Verlassen und ohne Kundschaft, trank die Ungarnmichlerin den Leidenskelch aus und den Trank der Reue dazu. In dieser Zeit wurde es ihr klar, daß Stillschweigen etwas war, das man nur von sich selber, nie von andern verlangen durfte. Ach, es war gar so schwer, diese Tugend zu üben, weil's niemand merkte, wenn man schwieg, und daß man schwieg. Und eine Tugend, die keiner merkt, ist doch keine Tugend! Das hatte die Monika bisher geahnt. Doch, ihre Leidenszeit belehrte sie unerbitlich.

Halb verstoßen, heimlich und ängstlich stellten sich nach und nach wieder ein paar Kundinnen ein, aber der alte Klang war dahin. Ganz gelb und runzlig wurde die Buch, das doch von dem Leibmedikus des Pfalzgrafen Johann Gasimiro bey Rhein geschrieben war. Ach, wo blieb der Dank der vielen, denen sie geholfen hatte? Nein, so eine Geschichte zu machen wegen einer Spinne. Mein Gott, wenn einer wirklich und wahrhaftig taub war, da konnte man doch nicht helfen. Die Menschen waren zu unverschämt.

Auch der Michel legte unwirksames Wesen an den Tag, und das Quishe heulte, weil es in der Schule ausgepöttekt wurde. Nur der Pfarrer sagte sanft und gut: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“ Ja, aber grad so Dinge! Der Pfarrer hatte gut reden!

Die Monika haderte, betete, grübelte und fluchte. Sie kam aber doch allsgemach den Dingen auf den Grund. Auf diesem Grund schwor sie den Schwur, den jeder Arzt des Leibes und der Seele schwören und halten muß. Den Schwur: selber ganz allein und allein für sich das Siegel der Verschwiegenheit zu sein.

Für die Praxis hätte sie das nun auch nichts mehr genützt, da diese ihre Einsicht erst nach dem Zulauf kam. Aber ein kleiner Zwischenfall eilte zur Hilfe, und ein gütiges Geschick wollte es, daß er abermals vom Haus Razbeck aus kam, und zwar in Gestalt eines kleinen, schwarzhaarigen Mädchens.

Nähe bei der Gänswalde führte ein Brücklein in die Wiesen. Darunter floß aus dem Gänsteich in die Wiesen klares Wasser ab. Auf diesem Brücklein lag eines Tages das Rosinele Razbeck und zählte die kleinen, sinken Fischlein, die lustig hin und her stuzten. Das Wasser war nicht tief, aber unter dem Spiegel gab der Boden nach. Immer mehr riß das Mädchen die Blanaugen auf, immer mehr rutschte es vorwärts. — Da — plumps — lag es unter der Brücke im jumpfigen Grund. Sein gehäckeltes Kleid aus Wolle saugte sich voll mit Wasser, schwer und schwerer wurde es, tief und tiefer rutschte die Kleine. Wenn der Robbel von der Klamm nicht gerade Weiden gebraucht hätte, wäre das Kind, dessen Bewußtsein schon geschwunden war, erstickt. Der Robbel holte schnell die Monika. „S'isch tot“, kenchte er. Aber die Alte stürzte herbei, jänberte Nase und Mund, hob die Arme aufwärts, — auf — ab — führte sie die leblosen Arme dann schafften sie das Kind ins Haus, und nachdem es Tee von der Panaxwurz oder Heilwurz eingeträufelt bekam, schlug es endlich die Augen auf.

Wie ein Stück Himmel und wie ein Stück Seligkeit war dieser Kinderblick nicht nur den Eltern, sondern auch der Monika. Durch

diese Pforte ging sie wiederum in das radies irdischen Erfolges ein. Keine Dattel, kein Schwagen, kein Schweigen, keine Meerzwiebel konnten da eingrenzen. Die Monika hatte dem Rosinele Razbeck Leben gerettet.

„Herzblatt“, sagte die Ungarnmichlerin dem Kind. „Herzblatt“, ach wie viel Lichtheit lag in diesem Wort. Eine seltsamen Junigkeit überkam die alte Kräuterkraut.

Und eines Sonntags lebte sie sogar viel Geschick die gepresten Blüten des stöckels dem Rosinele ins Album. — „Pflanz' hat vielen Gebrauch und viel Sinn, und wenn man sie mit Viberneln wurken locht, dann lebt man lang, wenn man den Sud trinkt“, so erklärte sie dem Rosinele. „Aber“, so schloß die Monika — „allen Gebrauch kann ich dir nicht erren, weißt, ich hab' auch Schweigen gen und mit leisem Seufzen fügte sie hinzu: „Wer lang schweigt, wird auch alt.“

Soldhergehalt kehrte das Glück wieder der Monika ein, und auch der Michel und Quisile nahmen dran Teil. Die Besuche kleinen Rosine waren Feststunden. Quisile machte Papierblumen und stückte Nähtissen zusammen mit der Kleinen. Monika strickte oder las aus dem Kräuterbuch vor, und allmählich schwanden die ternisse über ihren Mißerfolg. Aber die Leute begannen zu vergessen. Sie salinen auf's Neue ein, daß mit der Unaarmichlerin etwas los war, sie kam als Heilkundige der zu Ehren. Und sie blieb es bis zu ihrem Tod. Hunderte holten bei ihr Kinder und Trost. Die Ungarnmichlerin war jetzt auch wirklich berufen, Helferin in Trösterin zu sein. Sie besaß ein Herz der Rosine, das ihr ganz vertraut und sie nannte die größte Tugend ihr Gie — die Verschwiegenheit! — Nun gehörte mit Recht und Fug in den seltenen der wahrhaft weisen Frauen.

Seid gütig!

Seid gütig, Eines mit dem Andern,
Die wir den Weg zusammen wandern,
Beladen sind wir alle hier!
Es trägt ein Jedes alle Tage
Sein Päckchen Last, sein Säckchen Plage,
So geht es mir, so geht es Dir!

Und alle sind wir hier nur Gäste,
Geladen nicht zum frohen Feste,
Nein, Menschenlos ist schweres Los!
Das Schicksal will uns niederringen,
Es gilt zu kämpfen, gilt zu ringen,
Und zu parieren hieb und Stoß.

habt Mitleid, Eines mit dem Andern,
Die wir den Weg zusammen wandern,
Bereitet Euch kein Herzleid!
Die Zeit entflieht, die Blätter fallen,
Der Sand verrinnt — und von uns Allen
Ein Jedes ist dem Tod geweiht!

Elna Sommer.

Vom Zundelschneiden und Harzen.

Von Gustav Seybach.

In jenen Zeiten, als noch der Wald ohne forstliche Aufsicht war, d. h. der Wert des Holzes noch nicht die Bedeutung hatte, wie heute, gaben die Bäume eine seltsamen Leuten Verdienst. In erster Linie gehört hierher die Sammlung von Schwämmen und Pilzen, besonders des Löcherpilzes, die an Buchen, Fichten, Linden als Schmarotzer wachsen. Die Schwämme und Pilze wurden von den Zundelschneidern gesammelt, getrocknet und an die Zundelfabrik in Todtnau verkauft, wo die eingetieferte Ware durch Klopfen vergrößert wurde, durch Beizen eine schmutzgelbe Farbe erhielt und als blutfüllendes Mittel Verwendung fand und noch heute in manchen Bauernhäusern findet. Auch Wäme und Mäßen wurden von dem „Zundel“ hergestellt. In der Erinnerung der alten Leute lebt aber am meisten der Zundel oder Zunder als Hilfsmittel bei der Feuerbereitung, besonders beim Anzünden der Tabakspfeife. Aus meiner Jugendzeit sind mir zwei alte Männer bekannt, die bis zum Schlusse ihres Lebens das Streichholz zum Anzünden ihres oft die Licht gerade wohlriechenden Kanasters verschmähten und immer ein Stück Zunder und ein kleines Feuerstein neben dem großen Messer mit dem Stahlrücken mit sich herumtrugen. Mein Großvater hat mich noch das Feuer bis zu ihm schlagen gelehrt und mein Vater hat es selbst abhangeln gemacht und heute noch findet sich unter den Altertümern unseres Elternhauses ein Messer, dessen Stahlrücken deutliche Spuren von eifriger Benützung zeigt. Auch gab es besondere „Feuerschläger“, kantiger Stahl in Form eines Kettengliedes lang gestreckt, damit man gut anfassen konnte. Das Feuer schlagen erfordert eine gewisse Geschicklichkeit, denn Funken erzeugen kann man bald, aber das Einhalten des Zunders macht Schwierigkeiten. Der kleine Funken erzeugt in winziges Glühen des Zunders und nun ist es rasch, den Zunder anzubläsen, damit das Fünkchen nicht wieder verlöscht, was auch vorkommen kann. Beim Anzünden einer Pfeife muß man ein wenig Tabak aus der Pfeife nehmen, den Zundel auf den Rest legen und oben auf den Zundel kommt der herausgenommene Tabak. „Dasser net berufliagt“, sagte der alte Gemeindevorsteher dort, wenn man ihn fragte. Unsere Jugend kennt heute kaum noch den Zundel, wenn er gleich von Johann Peter Hebel die Geschichten vom Zundelfrieder mit heller Begeisterung liest.

Damit kämen wir auf eine eigentümliche Sache. Nämlich auf den Ruf der Zundelschneider, der aufscheinend kein guter war, denn sonst hätte Hebel nicht seine Gestalten aus der „Zunft“ entnommen. Aus Forbach im Murgtal, wo die Zundelschneiderei im Schwünge war, berichtet Dr. Humpert in sei-

nem Buche „Forbach im Murgtal“ aus dem Jahre 1741, daß Forbacher Bürgeröhne und Bürger dem Zundelschneiden nachgingen und allerlei Holz- und Jagdfrevel verübten. Das junge Wildbret sei ebenjowenig wie das Geschirr der Holzhauer vor ihnen sicher, und mancher Brand in den Waldhütten sei von ihnen verursacht worden.

Die Zundelschneiderei artete nach diesen Angaben aus. Es konnte unter dem Deckmantel des Zundelschneidens allerlei „dunkles Treiben“ abgehalten werden, was die Regierung veranlaßte, diese Art der Waldnutzung zu verbieten. Heute kennt man das Gewerbe nicht mehr und auch die Zundelfabrik in Todtnau scheint nicht mehr zu sein.

Einen besseren Verdienst verschafften sich die „Harzer“, auch sie hatten ihre schönsten Tage gehabt, als der Wert des Waldes richtig erkannt wurde. Wie während des Krieges, wurden die Tannen und Fichten angezapft und das Harz an die Hersteller von Teer und Wagenschmiere verkauft. Während auch hier zu Beginn des Harzens jeder, der Lust hatte, Harzen geben konnte, legte der Staat frühe die Hand auf das Gewerbe und verließ die Tätigkeit des „Harzens“ gegen eine jährliche Pachtsumme. Gleichzeitig gab es Vorschriften, welche Bäume geritzt werden durften. Im Zusammenhang mit dem Harzen stand die Gewinnung von Wagenschmiere aus dem Kienholz im Wald, das Teer schwelen.

Im Wald wurden kleine, besonders gehaute Defen errichtet, in denen das kleingesackte Kienholz stark erwärmt wurde, ohne daß das Holz zum Brennen kam. Der Zweck war auch hier die Gewinnung des Harzes, das bei der Hitze floß und sich mit dem Teer vermischte. Der Rückstand: „die Pecharbeiten“, wurde zu Kienruß verarbeitet.

Vorbei ist jene Zeit des Zundelschneiders und des Harzers, von denen auch manche Geschichten im Murgtal gehen, wie man dem Förster entwischte, oder ihn zum besten hielt.

Nur noch erhalten bis in unsere Tage hat sich die Kohlenbrennerei. Einst ein Gewerbe von großer Bedeutung, heute beinahe bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Noch schwebt an der Rauminzachscheidung ein Kohlenmeißel. Dort waltet noch ein Köhler seines Amtes, wie auch im Odenwald sich noch Männer finden, die heute noch die Erzeugung der Holzkohle als Lebensberuf gewählt haben. Die Hölzer werden meterlang abgefägt und nach ganz bestimmten Grundrissen aufgeschichtet. Ein Luftschacht in der Mitte hat vom Boden her Zug durch zwei gekreuzte Gänge. Das ganze aufgebauete Holz wird überdeckt mit Rasen und Erde, damit das Holz nicht an der Luft verbrennen kann, sondern nur verkohlt. Dadurch gewinnt man die zum Blasen notwendige Holzkohle. Die Arbeit des Köhlers ist mühs-

sam, weil er ständig um den Meiler sein muß, am Tag und bei Nacht, damit er gleich abdecken kann, wenn irgendwo am Meiler die Flammen ausbrechen wollen. Nach einigen Tagen untersucht der Köhler, der neben seinem brennenden Köhlerhaufen eine Hütte hat, in der er schläft, ob die Kohle gar ist, dann läßt er das Feuer ausgehen und der Meiler liefert die vielbegehrte Holzkohle. In hohem Maße wurden früher in den Wä-

ldern Kohlen gebrannt. An diese Tätt unserer Vorväter erinnern noch die zahlchen Flurnamen, von denen die Namen Kplatte, Kohlbrückchen, Nischenhof, KohKohlrain die bekanntesten sind. Die Industrie der Neuzeit mit ihren findungen hat diesen Gewerben stark seht und nur vereinzelt finden wir noch Stätten, die früher in großer Zahl vor den gewesen sind.

Ein Herbst im Neckartal.

Von Fritz-Walter Heinrich.

Es waren hundert mehr als tausend Jahre nach der Geburt des Herrn. Schon im Frühjahr und dann den ganzen Sommer über hatte Waltrude, das blonde, nun zwanzigjährige Töchterlein des Fischers, jeden Morgen auf der Höhe in

war sie auf den Knien gelegen und hatte brünstig den Herrn angefleht, ihren Ziel ihr zurückzubringen. Daß er eine Auwilder Schlachten mit den Heiden gut standen hatte, davon wußte der Bote; der Weg nach Hause war noch weit und



Des Fischers Töchterlein hat auf der Höhe in der Kapelle gebetet . . .

der kleinen Kapelle, die der Bruder des Ritters von Tauchstein bei Binan selbst erbaut hatte, gebetet und von dort Ausschau gehalten, ob nicht bald der Zug der von der Kreuzfahrt zurückkehrenden Ritter, den im Winter zuvor ein Bote aus dem Morgenland gemeldet hatte, zu sehen sei. Heinrich, der Sohn des ritterlichen Försters, war dabei. Der alte Förster hatte seine Zustimmung zu einer Verbindung der Kinder gegeben, im Falle daß Heinrich glücklich aus dem Morgenland wiederkehren würde.

An manchem Morgen, wenn noch die Nebel dicht über den Wiesen im Flußtal lagen,

viele Gefahren und . . . „Na, r So war sie auch di Der S Morgen, als der Herbst die farbenbunter Pracht . . . „Ja, r den Wäldern prangte . . . „Feld die Sonne hehlig der Fisch sich im tragen, ewig gl . . . „Vater mächtig dahinstreitenden Hen und ser des Neckar spiegelt r vorbe heißem Gebete gele . . . „Ite bli Ein Reiher flog da Maß, dar einemmal über das Tal . . . „Nun langen und ebenen r . . . „Gott zog einen Kreis über . . . „Auf d Wasser und lehrte . . . „hen; ab Wald zurück, ohne u . . . „äußern nach einem Fisch zu . . . „atte. „E hen. Waltrude fiel . . . „rau und auf. „Herzensnot . . . „ben kam leicht abergläubisch, . . . „leiter da da mit einmal der M . . . „mehr. S der Bruder des Ni . . . „eseffen, r von Tauchstein, der vor . . . „Der unbemerkt herbeigekom . . . „halten! war und wohl erriet, . . . „einzelra aus ihrem erkannten . . . „Nur e verfolgt hatte, zu . . . „ie Meng war.

„Wird Euer Bruder bald zurückkehren entfragte sie darauf ganz in den einen Hsch ihm ften, die Sehnsucht ihres Herzens, veriu Dann „Wenn der Herr es will“, antwortete die Mönch gelassen, „das Sorgen hat teinigen all Zweck. Es geht alles, wie Gott es will“, ch noch diesen Worten trat er in die Kapelle und traße in senkte sich in seine stillen Gebete. m Troß Waltrude eilte den Bergang h Als di Unten war schon ihr Vater bei der Ritter vo er legte die Neze aus für den Herbstbesfolge Das tat er sonst in aller Gemütsruhe; deren Bu war er hastig dabei; die Korke an den Hagen, in tanzten so unbändig auf den Wellen sicher ja

iese Lätzchen
h die zahl
Namen
hof, Kof
mit ihren
n stark
wir noch
Zahl vor

flusses wie noch nie; die Wasserrenten drä-
hen am Schiffschwirren mit einmal in die
öhe. Das regte den alten Mann auf; er
aute ungeduldig an seinem langen, grauen
bart. Dann hielt er plötzlich still und lauschte
a die Luft. Der Wind rauschte ihm um die
hren, die Wolken segten nur so unter dem
immel vorbei. Er erschrak, als seine Tochter
er neben ihn hintrat. „Es ist so seltsam
eute“, sagte sie zögernd.

„Ach, was auch! Man soll nicht danach
sehen!“ war die Antwort des Mannes, der
ch unwillig, weil er in seinen Gedanken er-
ppt worden, wieder seinen Neuen zuwandte.
Kaum hatte er jedoch eine Masche, die zer-
issen war, notdürftig mit seinen ungelenten
ängern zusammengeknüpft, als unversehens
in das nahegelegene Fährhaus herum feld-
mann, der braune Hünerhund, gestürzt
am, gerade auf den Alten zu, atemlos, mit
heit heraushängender Zunge, vor dem Fä-
r Bote; her kurz stehen bleibend, zitternd und
chwanzwedelnd in heftiger Erregung.

„Na, na; was gib's?“
Der Hund schaute seinen Herrn an und
der Heule dann in langgezogenem Ton los.

„Ja, was ist denn?“
„Feldmann, still!“ Das Tier gehorchte.
bellend der Fischer strengte die Ohren an.

„Waher, sie kommen!“ jauchzte das Mäd-
chen und eilte davon. Der Hund sprang an
r spiegelgl
vorbei, voraus auf die Landstraße. Der
ete gele
te blieb kopfschüttelnd noch etne Weile am
flog da
Mag, dann folgte er den anderen.

„Nun dann kommen sie eben“, murmelte
er. „Gott sei gelobt und bedankt!“

Auf der Landstraße war noch nichts zu
sehen; aber im Dorf waren die Leute aus den
häusern gelaufen, alles, was nur Beine
atte. „Sie kommen!“ jubelte eine ganz alte
rau und humpelte an ihrem Stod, soweit sie
hen kam. Da sprengte auf der Straße ein
Reiter daher, dann zwei und endlich noch
mehr. Sie waren rasch im Dorf und ab-
essien, umringt von all dem Volk.

„Der Ritter ist unterwegs; alles wohl-
ehalten!“ war die Meldung; dann stürzten
Einzelfragen auf sie ein.

Nur einer von den Reitern trat von der
ruppe zurück; unbemerkt, so heftig verlangte
le Menge nach Antworten. Waltrude lief
entgegen; es war Heinrich. Sie hing
einen Hock ihm jauchzend an den Hals.

Dann kam der Mönch des Wegs und be-
antwortete küßte die Boten. Mit ihm an der Spitze
hat selgen alle dem Zug der Ritter entgegen, der
es will“; noch eine weite Strecke her auf der
pelle und trafe im Anmarsch befand mit dem gesam-
en Troß und nicht geringer Beute. —

Als die Sonne am höchsten stand, ritt der
ei der Ritter von Tauchstein mit seinem zahlreichen
n Herbstbesolge und noch einigen andern Rittern,
isruhe; deren Burgen weiter aufwärts im Redertal
an den Bergen, in das Dorf ein. Blumen und bunte
n Wellen über schmückten die Häuser. Am ersten

Haus wartete die noch junge und schöne Fran-
von Tauchstein, die man schnell benachrichtigt
hatte, mit ihren drei Kindern, die jubelnd
dem statilichen Vater auf dem kostbar be-
hangenen Streitross entgegenliefen. Der
Ritter stieg vom Pferd und nahm die Klei-
nen in seine Arme. So kam er auf sein Weib
zu, die sich ihm vor Freude weinend an die
Brust warf.

Als die erste Begrüßung vorüber war, die
ersten hastigen Worte gewechselt, hob der
Mönch, der seinen Bruder zum Gruß auf
beide Wangen geküßt hatte, das Kreuz, das er
auf der Brust trug, zum Himmel. Da knieten
alle, die um ihn waren, nieder und stimmten
mit ihm ein in ein altes Lied zur Ehre
Gottes.

Erfolg!

Der reichgewordene Moritz Grünbaum
(Tabak und Zigarren) wollte seinem Sohn
Isidor eine bessere Bildung geben als er, der
Vater, sie dereinst empfangen hatte. Ins-
besondere sollte das Isidorlich ein erträgliches
Hochdeutsch lernen. Darum tat ihn der Vater
ein Jahr lang zum Herrn Pfarrer von Sil-
bersteg in Pension, damit er sich dort eine
gebildete Aussprache angewöhne.

Nach Umlauf eines Jahres fragte ein
Kollege den Pfarrer, welches Resultat er an
dem Isidor bezüglich der Sprachstudien er-
reicht habe?

„Am Isidor? Null und nichts. Der Isi-
dor mauschelt heute noch wie vor einem
Jahr.“

„Was? So war der Aufenthalt also ohne
alle Wirkung?“

„Oh! doch! die Wirkung ist sogar enorm,
überraschend, unglaublich!“

„Wie?“

„Wie? — Herr Kollege! Jetzt mauschelt
das ganze Dorf! Alle Schulbuben mauscheln,
der Lehrer mauschelt, die Alten daheim mau-
scheln — Und ich? Ich mauschle auch!“

Heiteres.

Telegramm eines Viehhändlers an seinen
Kollegen. „Morgen früh alle Schweine auf
dem Bahnhof, Sie erwarte ich auch. Ich
komme übermorgen, da Schnellzug keine
Dahsen mitnimmt. Schlechtes Marktgeschäft,
Rindvieh im Preise gestiegen. Wenn Sie
Hämmel brauchen, denken Sie an mich.“

In Sachsen. Ein Herr fragt ein Kind
auf der Straße: „Na, du kleiner Kerl, was
willst du denn mal werden, wenn du groß
bist?“ Antwort: „Nischt“. Der Herr:
„Wie? Nischt?“ Antwort: „Ja bin je doch
'n kleines Mechen!“